



---

**Aus Freude am Lesen**

Eine junge Erzählerin rekonstruiert in Nora Bossongs zweitem Roman mithilfe eines alten Diplomaten Konrad Webers Vergangenheit. Entstanden ist ein kunstvoll über mehrere Zeitebenen konstruierter spannender Roman über einen deutschen Diplomaten unter Hitler und in einem Nachkriegsdeutschland, in dem jeder das Vergangene vergessen machen will.

»Komponiert mit den Spannungsmomenten eines Krimis, dem Erkenntnisanspruch philosophischer Fragestellungen, mit historischer Akribie und psychologischem Spürsinn, lässt sich dieser beeindruckende Roman doch auf keines dieser Momente reduzieren.«

*Frankfurter Allgemeine Zeitung*

NORA BOSSONG, geboren 1982, wurde bereits mehrfach ausgezeichnet, u. a. mit dem Stipendium der Stiftung Niedersachsen und dem Bremer Autorenstipendium. Für ihren Debütroman »Gegend« erhielt sie das Leipziger Literaturstipendium und das Prosawerk-Stipendium der Jürgen-Ponto-Stiftung. 2008 erhielt sie darüber hinaus das New York Stipendium des Deutschen Hauses. Die Autorin lebt heute in Berlin.

Nora Bossong

# Webers Protokoll

Roman

**btb**



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *Munken Print*  
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Juni 2011,  
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2009  
by Frankfurter Verlagsanstalt GmbH, Frankfurt am Main  
Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung  
Umschlaggestaltung: semper smile, München  
Umschlagmotiv: © GettyImages/Hulton Archive Collection  
Satz: Uhl + Massopust, Aalen  
Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck  
NB · Herstellung: BB  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-442-74181-6

Besuchen Sie unseren LiteraturBlog [www.transatlantik.de](http://www.transatlantik.de)

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

*Davon geht die Welt nicht unter,  
die wird ja noch gebraucht.  
Zarah Leander*



Ich stelle mir seine Augen vor an jenem Tag, an dem er überlegt, noch einmal zum Arzt zu gehen, zu sagen: Sehen Sie doch, ich hatte recht. Sehen Sie es denn nicht? Die Augen sind blutlos, bewegen sich kaum mehr, die Farbe ist aus der Iris in tiefer liegende Kapillaren gesickert.

Es könnte ein Uhr mittags sein, ein kalter, aber sonniger Tag, als Weber sich auf den Weg macht, um seine letzten Spuren zu beseitigen. Weber im Jackett, Krawatte sorgfältig gebunden, tritt aus einem Hauseingang, ein in seiner grauen Kleidung kaum sichtbarer Mann, Aktentasche in der Hand, schwarzes Leder.

*Weber, Sie wollen doch nicht, dass man schlecht über Sie denkt.*

Er blickt die Häuserfassade hinauf, hell getünchte Steine, die das Sonnenlicht reflektieren, es könnte gestern schon so ausgesehen haben, es könnte im letzten Jahr so ausgesehen haben, Weber erinnert sich nicht. Er kann sich nicht gut erinnern.

Er hört die Stimme seines Arztes:

*Lieber Herr Weber, so leid es mir tut, ich kann nichts finden.*

Das Licht schlägt gegen die Häuser, er reibt sich mit der Hand über die Augen, reibt gegen ein Brennen an, das, wie er überzeugt ist, das Innere seiner Glaskörper zerstört. Und er ist sich sicher: Im Zentrum seines Sehnervs bestimmt eine Krankheit seine Wahrnehmung, schränkt seine Handlungen ein, seit Jahren.

An einer Ampel muss Weber warten. Neben ihm ist eine Auslage mit Obst und Gemüse aufgebaut, er nimmt eine Ingwerwurzel in die Hand, ohne zu erkennen, was es ist, betrach-

tet sie, ein Experte, dem ein Gegenstand aus einem anderen Fachgebiet vorgelegt wird. Ingwer kennt er nur geschält und zerraspelt, als Verfeinerung von Orangenmarmelade. Vielleicht kommt ihm etwas mit alten Bäumen in den Sinn oder der Geruch von Druckerschwärze, doch das ist nicht gesagt. Er legt den Ingwer zurück. Dann geht er weiter.

Als er die Straße überquert, hupt ein Taxi an ihm vorbei. Weber zuckt zusammen, aber nicht mehr, als man bei einer Filmszene erschrecken würde. Er streicht sich über die mit Haarwasser zurückgekämmten Locken, in der Stirn Locken, leichte Wellen, zurückgeworfen, die übereinanderfallen, sich wieder vorwälzen. Wellen über Wellen. Ein Rauschen in Webers Kopf:

*»Ich kann, so leid es mir tut, nichts finden, ich werde auch morgen nichts finden und nächste Woche« – der Arzt wischt mit dem Ärmel seines Kittels über den Schreibtisch – »für nächste Woche glaube ich auch nicht daran.«*

Auf der anderen Straßenseite stellt Weber die Tasche auf eine Mauer, sieht sich um, der Bürgersteig ist leer. Am Himmel hat ein Flugzeug Spuren hinterlassen, weiße Schraffuren auf Blau. Eine Maschine aus Rom, denkt Weber. Bestimmt aus Rom.

Seinem Portemonnaie entnimmt er einen winzigen Schlüssel, den er in das winzige Schloss der Aktentasche zu stecken versucht. Der Schlüssel gleitet ihm aus den Fingern, das Klirren auf dem Fußweg ist kaum hörbar. Er bückt sich, ein leichter Schwindel fließt durch seinen Kopf, er tastet über den Boden, liest den Schlüssel auf, stochert mit ihm im Schloss, lässt die Schnallen aufschnappen. Er erinnert sich an nichts.

*In seinem Kopf ein Ballsaal, tausend Stimmen reden um ihn her, aber niemand spricht mit ihm, draußen regnet es, es könnte spä-*

*ter September sein, und Mädchen auf hohen Absätzen balancieren Tablett voller Gläser durch den Raum. »Darf es für Sie noch ein Sekt sein?«*

Weber, auf einem Frankfurter Bürgersteig stehend, von einem Wall aus Verkehrslärm umgeben, blickt in seine Tasche hinein. Aber dass es Erinnerung gibt, ist ja nicht wahr, man stellt sie sich nur vor, ist Weber überzeugt. Er blickt in seine Tasche hinein, und ich blicke auf, blicke den uralten Diplomaten an, der mir mit einem leeren Sektglas in der Hand gegenüber sitzt, im Nebensaal eines Hotelrestaurants, in den wir uns zurückgezogen haben. Hinter ihm eine Fensterfront, und er und die Front passen so wenig zusammen, es sieht wie eine Rückprojektion aus, ein Filmtrick, bei dem sich um die Figuren schwarze Linien ziehen und sie niemals ganz in ihre Umgebung hineinwachsen. Das sind die Tricks der sechziger Jahre, denke ich.

Der uralte Diplomat lacht und hebt sein Glas. »Auf Ihr Wohl, Fräulein! Und so also stellen Sie sich Weber vor? Sie können nicht anders, Sie, die Sie Weber nie trafen. Wie sollte er für Sie mehr sein als bloße Rhetorik? Aber vielleicht stapeln Sie hoch, vielleicht ist er für Sie nicht einmal das, nur ein Fragment, und ich soll Ihnen die fehlenden Worte einflüstern?

Eines kann ich Ihnen gern verraten: Wenn Sie die Widersprüche nicht ertragen, wenn Sie sich lieber in ein Urteil verkriechen, dann halten Sie dem Ganzen sicher nicht stand. Nicht heute, nicht morgen und schon gar nicht gestern.«

Ich zucke die Schultern, lasse den Uralten mit den Fingern auf der Stuhllehne klappern und stelle mir ein Paar Schuhe vor.

*In den verspiegelten Türen ein Paar Lackschuhe, die zu weit auseinanderstehen. Breitbeinig, denkt Weber, und dann, als sie über das Parkett in Richtung Buffet trampeln, denkt er: Militärstiefel-*

gang. Er sieht sich um, sieht aufs Original der gespiegelten Szene, Köpfe, manikürte Finger, die durch die Luft schnipsen, Mehring, Kobus, Fräulein Schnoop.

*Palmer aber kann er nicht finden.*

*Weber blickt hinauf zu den Lüstern, die sich langsam in Bewegung setzen, sich über seinem Kopf, vor seinen Augen drehen, oder ist das der Boden, der einen Walzer um die eigene Achse tanzt? »Darf es für Sie noch ein Sekt sein?« Der Ballsaal dreht sich, und die Lüster drehen sich, grinsen auf ihn hinunter, auf Weber, der sich nicht auf den Beinen halten kann, der sich auf einen Stuhl zu stützen versucht und strauchelt und Kobus' Stimme hört: »Weber, was ist los?« Die Lüster lachen, oder die Menschen lachen, oder zwei Gläser stoßen aneinander. In seinem Kopf wird der Ballsaal enger, dunkel, ein Punkt, der keine Bedeutung hat.*

Weber auf dem Bürgersteig fährt mit den Fingern über die Scheine, zählt das Geld. Leise klickt das Schloss wieder ein. Aus seiner Innentasche zieht er seinen Kalender hervor, schlägt ihn auf, betrachtet den Eintrag für diesen Tag. Oder betrachtet er eine leere Zeile, den Tintenfleck, den er aufs Papier kommen ließ, ehe er es sich anders überlegte und nichts eintrug?

Es ist beinahe Frühling, ich stelle mir vor, dass es ein erster, wenn auch kalter Vorfrühlingstag sein muss, Anfang der sechziger Jahre. Licht fällt über erstes Grün, ein Kind läuft in kurzer Hose an Weber vorbei, ein Mann hängt einen Blumenkasten an eine Balkonbrüstung, und Weber schlägt den Kalender zu, steckt ihn zurück in seine Innentasche, setzt seinen Weg fort, vorsichtig, beinahe suchend. So genau sind ihm die Straßen nicht vertraut, durch dieses Viertel hat er sich früher fahren lassen, es ist zu weit entfernt von seiner Wohnung, als dass er es problemlos zu Fuß erreicht hätte, nur heute, ausnahmsweise, läuft er, denn er will mit niemandem sprechen, will kei-

nem Fahrer Adressen nennen. Die Straßen starren ihn an, als wären sie aus einer fremden Stadt hier hineingesetzt, als begnete er ihnen heute zum ersten Mal.

Schritte hinter ihm. Weber geht schneller, obwohl er nicht schnell gehen sollte, er verträgt die harte Luft nicht, die er beim Laufen hektisch in sich hineinsaugt. Hinter ihm Militärtiefelgang, ist Weber sich sicher. Er hat einen trockenen Mund, seine Augen brennen. Er biegt ab, die Schritte folgen, er bleibt stehen, sieht sich um. Ein Mädchen überholt ihn.

Er blickt hinauf in den Himmel, der blau und kalt über ihm hängt. Warum aus Rom?, überlegt er. Warum ausgerechnet Rom?

*Es ist Rosenkranzfest, 9 Uhr an einem Sonntagmorgen, es ist der 5. Oktober 1958, und der Papst erscheint auf dem Balkon des Castel Gandolfo, ein kranker Knochenmann.*

Weber sähe gern so aus, aber leider, Weber sieht ganz und gar anders, Weber sieht gesund aus, viel zu gesund für sein Alter, und warum ist in seinen Augen nichts zu erkennen von den Nadeln, die gegen die Netzhaut pochen? Überbleibsel einer Kriegsverletzung, einer zumindest während des Krieges beigefügten Verletzung, nicht an der Front zwar, aber was, denkt Weber, spielt das für eine Rolle, noch immer ist jene Entzündung nicht verheilt, ist derzeit schlimmer denn je, dieses Stechen –

*Die helle Stimme des Papstes hallt in den Hof, es könnte ergreifend sein, dieser abgezehrte Mann, der mit dem Rest seiner Kraft zu den Menschen dort unten spricht, aber dann:*

*dieser Schluckauf!*

*Wie ein Säufer klingt der Papst, dieser asketische Greis, er hält seine Predigt vor einer Gruppe plastischer Chirurgen und*

*schluckt auf, als hätte er sich zum Frühstück mit Champagner besoffen.*

Weber ist auf dem Weg zu seinem letzten Termin. Seine Miene verrät nichts, nicht der Gang, es ist ein unauffälliger Mann, der am Mailänder Friedhof vorbeigeht, auf den Platzspitz in Zürich zu, durch die Berliner Rauchstraße Richtung Tierpark, dem Geschrei in den Gehegen entgegen –

Aber welches Geschrei? Nein, ganz und gar tierstill ist es, nur der Verkehr brummt neben ihm her. Weber befindet sich ja gar nicht in Mailand, nicht in Zürich und auch nicht in Berlin, er geht durch die Frankfurter Innenstadt, am Ende der Straße kann er den Hauptbahnhof sehen. Es könnte ein gewöhnlicher Wochentag sein, ein Weg zur Arbeit, die Unterlagen geordnet, der Tag schon jetzt auf dem Index der ersten Seite ablesbar. Weber allerdings hat sein Amt verlassen, ein Botschaftsrat a. D. ist er, so stünde es in seiner Akte.

Weber vor dem Hotel, die Stufen zur Eingangstür mit Teppich bedeckt, ein Boy reibt seine weißen Handschuhhände aneinander. Als er Weber bemerkt, strafft er seine Haltung, bereit, Gepäck abzunehmen. Weber aber hat nur seine Aktentasche dabei, ist zudem kein Gast, hat nicht vor, lange zu bleiben. Der Mann nickt ihm zu, seine Handschuhhände weisen die Stufen hinauf.

Einen Moment zögert Weber, den Teppich zu betreten. Dann setzt er seinen linken Fuß vor, folgt der Geste des Mannes, schleppt sich die Stufen hinauf, seine Augen brennen, er drückt sich in die Drehtür, wird hineingespült ins Foyer.

*Das Glänzen eines Foyers, glänzende Gesichter, glänzend blond gebändigtes Haar, schwarze Anzüge, Abzeichen. »Darf ich Ihnen etwas zu trinken bringen?« Weber fährt herum, ein klapperiger Kellner blickt ihn an, trägt schlupfen die Lider auf und zu.*

*Weber bestellt Ceylon-Tee, und der Kellner schlurft unendlich langsam davon, Weber sackt in einen Ledersessel, er will schlafen, er ist ausgesprochen müde.*

*Adesso non posso più.*

*Doch dann das: »Doktor Weber?«*

*Der junge Mann verneigt sich, geht dabei in die Knie, bringt sich auf Augenhöhe mit dem sitzenden Weber, er hat feine Gesichtszüge, hübsch wie ein Mädchen, denkt Weber. Nein, eigentlich hübscher.*

*»Ich freue mich sehr, dass Sie gekommen sind, Doktor Weber.«*

Weber reibt sich über die Augen, streicht sein Haar zurück, absurd, was er sich da vorgestellt hat, hübsch wie ein Mädchen, was denkt er sich denn? Er steht einer Frau gegenüber, einer gewöhnlichen Frau, die hinter dem Rezeptionstresen im Gästebuch blättert.

»Nein, Herr Wendler logiert nicht bei uns«, erklärt sie ihm. Ob sie sich sicher sei, will Weber wissen.

»Ich kann gerne noch einmal für Sie die Reservierungen durchsehen.«

Heute früh sei er aus diesem Hotel angerufen worden.

»Ich werde nachsehen.« Die Dame entschuldigt sich und verschwindet hinter einer Kirschholzwand, in der Fächer für die Zimmerschlüssel eingelassen sind, in einigen liegen zusammengefaltete Zettel und Kuverts. Weber lehnt sich vor und versucht einen Winkel zu finden, aus dem er die Namen auf den Kuverts lesen kann. Er schrickt zurück, als die Dame mit klickernden Schritten wieder auf ihn zustöckelt.

»Ich bedaure, es ist auch niemand mit diesem Namen vorgemerkt. Darf ich etwas ausrichten, falls der Herr sich bei uns meldet?«

Weber zieht ein Silberetui aus der Innentasche seines Jacketts, nimmt eine Visitenkarte heraus, er knickt den rechten

Rand nach vorn, wie er es seit seiner Zeit als Attaché gewohnt ist, der zu Besuchende muss bei Empfang einer solchen Karte die Visite als stattgefunden betrachten.

Allerdings: Er, Weber, ist kein Diplomat mehr, und dieses Treffen, weiß Weber, lässt sich nicht ins diplomatische Protokoll zwingen. Er ist hier auch nicht als Stellvertreter eines Staats, er ist hier in eigener Sache. In seiner Hand zerknittert Pappe, ein Kärtchen, auf dem sein Name steht und sein ehemaliges Amt, Dr. Konrad Weber, Botschaftsrat I. Klasse, so viel wert wie ein abgelaufener Coupon.

»Darf ich eine Nachricht notieren?«

Weber wehrt ab, nein, nein, er glaube nicht, dass es nötig sei. Er tritt einen Schritt zurück, will das überhitzte Foyer verlassen, weg vom Lächeln der Rezeptionistin, die sich ihr gelb-blondes Haar hinters Ohr streicht, eine, wie Weber denkt, beinahe ordinäre Geste, er hat getan, was er tun konnte, niemand kann ihm einen Vorwurf machen, wenn er Wendler nicht antrifft, trifft er Wendler nicht an. Das ist nicht Webers Schuld. Er wendet sich ab, und sein Blick fällt auf die weiße Beschriftung der Glastür.

Er stellt seine Tasche ab, greift in seine Innentasche, holt seinen Kalender hervor, und zum Fräulein hinter der Rezeption gewandt: Ob dieses Hotel denn nicht der Frankfurter Hof sei?

»Nein, mein Herr, dies ist der Kaiserhof.«

Als Weber die Treppen hinunter auf die Straße zurückgeht, nickt ihm der Weißhandschuhte zu. Weber duckt sich, wendet sich von dem Mann ab, der hinter seinem Rücken lächelt, ist Weber sich sicher, über ihn lacht und sich die weißen Finger reibt.

*Pius vor einer Gruppe plastischer Chirurgen, breitet die Arme aus, er wird etwas Ergreifendes sagen, interpreti dei dolori comuni oder etwas in der Art, er hebt seine Hand, spreizt Zeige-*

*und Mittelfinger ab zum Segen – und wird lächerlich gemacht vom eigenen Organismus, die Zeremonie von seinem Zwerchfell zerstückelt, der Segen verkommt zu einem von Schluckgeräuschen zertrümmerten Worthaufen, übers Mikrofon in die Lautsprecher gehickste letzte öffentliche Papstgeräusche.*

In der Nacht lagen die Temperaturen knapp über fünf Grad, es könnte ein gewöhnlicher Wochentag sein, ein Weg zur Arbeit, die Unterlagen geordnet, der Tag schon jetzt auf dem Index der ersten Seite ablesbar.

Doch nichts als ein Botschaftsrat a. D. ist Weber, etwas, für das er keine Karten mehr braucht, keine Aufgabe hat, kein Protokoll für seinen Auftritt. Ein Amt ohne Amt.

Er ist nichts.

Das heißt, er ist Weber.

Menschen strömen an ihm vorbei, Frauen mit aufgetupierten Haaren, sein Kopf taucht unter zwischen all diesen Stimmen, wie soll er hier noch atmen können?

*Weber, es tut mir leid, aber ich muss darauf bestehen: Sie sind gesund.*

Er hört die schwankenden Balkone über sich wie Mastkörbe knarren, und die Takelage knarrt, eine Balkontür wird zugeworfen, jemand flüstert:

*Adesso non posso più!*

*Der Knochenmann hat den Balkon verlassen, die Tür wurde hinter ihm geschlossen. Nicht nur er selbst, nein, wenn man ehrlich ist: Jeder ahnt, dass er es nicht mehr lange durchhält, das Papstsein, vielleicht schon begonnen hat, es nicht durchzuhalten, seit geraumer Zeit ein Kokon aus Gewändern, aus Brokat und Seide durch die Gänge des Castels getragen wird, durch die Gänge des apostolischen Palasts, des Petersdoms, auf Balkonen aufgestellt, und von Pius ist nicht mehr übrig als ein infanti-*

*ler Mystiker, der mit Vögeln spricht und sonst mit niemandem. Dass er es nicht mehr lange durchhält, ist offensichtlich.*

Aber warum sieht man es Weber nicht an? Sieht denn niemand, dass auch er nicht mehr kann, dass auch er vielleicht seit Jahren nicht mehr kann, nur noch, wie Pius, mit Vögeln sprechen will oder, wenn es denn sein muss, mit Annas Katze? Er hat zu einem Treffen zu gehen, man mutet ihm auch jetzt noch ein Treffen zu. Wenn wenigstens die Krankheit deutlich an ihm abzulesen wäre, wenn die anderen nur dächten: Jeder andere würde in seinem Zustand keinen Schritt mehr vor die Tür setzen. Aber dieser Weber! Dass er noch zu einem Termin geht!

Stattdessen haben sie ihn allein gelassen mit den Krankheiten. Alles an Weber, Haut und Haar und die Locke im Nacken, die sich gegen das Haarwasser sträubt, alles das hält nicht mehr durch, und vor vier Tagen hat Weber die Praxis seines Arztes verlassen.

*»Herr Weber, so leid es mir tut, ich kann nichts finden. Und ich bitte Sie, nach all den Jahren, verzichten Sie in der nächsten Zeit auf Ihre Besuche bei mir. Ich werde auch morgen nichts finden und nächste Woche – für nächste Woche glaube ich auch nicht daran.«*

Weber hat nicht genickt, nichts erwidert, hat beim Verlassen der Praxis die Tür zugeschlagen, und, von seinem Arzt vor die Tür gesetzt, ist er in die Kälte der Bethmannstraße getreten.

Der Uralte hebt protestierend die Hand: »Fräulein, ich hege doch Zweifel bei Ihrer Geschichte. Sehen Sie, es ist nun zufällig so, dass mir bekannt ist, zu welchem Arzt Ihr Weber ging. Am Stadtrand war das, und es ist mir nicht klar, wie er von dort aus auf eine Straße im Zentrum tritt.«

Da sitzt er vor mir, der uralte Diplomat, der Weber getrof-

fen zu haben behauptet, sitzt vor dem Fenster mit seinen paar fahlen Fakten, die ich nicht überprüfen kann, und ich sitze vor ihm und erzähle ihm etwas, das viel mehr ist als die Adresse eines Arztes. Aber das will er nicht sehen, er schüttelt den Kopf, und ich komme nicht an gegen seine sturen Details.

»Mädchen, ich weiß nicht, mir kommen da Zweifel. Sehen Sie, in der Kirchgasse war das.«

Da sitzt er, lächelt mir mit mageren Lippen zu, hat nicht mehr zu sagen als die Namen von Straßen und will mir damit alles in Grund und Boden behaupten. Ich aber stelle mir vor:

Weber bleibt vor einem Schaufenster stehen, in dem schwarze Anzüge ausgestellt sind. Er betrachtet seine Augen in der Fensterscheibe, zwei rote Punkte, denkt Weber, und er kann an nichts anderes mehr denken, entzündet, in Brand gesteckt, zwei leuchtend rote Punkte müssten das sein. Aber auf der Scheibe ist nur die blassblaue, fast farblose Iris zu sehen, dahinter sechs Modepuppen in schwarzen Anzügen. Trauerkleidung, denkt Weber und wendet sich ab.

Die Luft riecht süßlich nach den ersten aufbrechenden Knospen, vor vier Tagen hat Weber die Tür seines Arztes ins Schloss krachen lassen, kein gewöhnlicher Tag ist das gewesen, so viel ist sicher, so weit jedenfalls, wie Aussagen sicher sind und nicht bloß ein Gebilde aus Luft und Verstand, kein Tag wie die anderen Tage, könnte es heißen, denn für gewöhnlich achtet Weber auf Lautlosigkeit.

Er ist bemüht, nicht aufzufallen. Wendler hat es einmal so formuliert: »Niemand erinnert sich an die Unauffälligen, Weber. Ob sie da waren oder nicht – das ist gleichgültig. Für die Betrachter macht es keinen Unterschied.«

Weber ist auf dem Weg zu Wendler. Es könnte Zufall sein, dass sie einander wieder begegnen, ein spontaner Einfall

Webers in dieser für ihn unverständlichen Woche oder in einer der Wochen davor.

»Das aber ist höchst unwahrscheinlich«, ruft mein uralter Diplomat. »Sie müssen bedenken, meine Liebe: Weber war ganz und gar nicht spontan, jede Überraschung hat ihn in Not gebracht, in Teufels Küche, wie man so sagt.«

Ich lehne mich zurück, bleibe ganz ruhig und erkläre: »Zu bedenken ist: Des Teufels Küche wird er betreten, sobald er bei seinem Bekannten eintrifft.

Webers Faust schließt sich fester um den Griff seiner Tasche. Ehe er die Straße überquert, sieht er sich nach einem Auto um, einem bleichen VW, einem grauen Mercedes, einem weißen Borgward, will all das hinter sich lassen, seine Geschichte und seine mit bleichen Wagen gesprenkelte Gegenwart. Sterben wäre eine Möglichkeit, aber die falsche, denn das reicht zum Verschwinden bei Weitem nicht aus. Weber wünscht ja nicht, dass die Welt für ihn aufhört, sondern er für die Welt nie begonnen hat, schlicht: dass er aus dem Protokoll verschwindet.

Aber leider ist das mit dem Verschwinden nicht so leicht, wie Weber es sich wünscht. Mit dem Untertauchen in der Masse ist es lang nicht getan, zudem verabscheut Weber die Masse. All das genügt nicht: das Annehmen einer Rolle, das Erlernen einer neuen Sprache, das Angewöhnen fremder Bräuche, das Abtrainieren alter Gewohnheiten.

Seit Jahren hat die Zusammensetzung von Weber und Welt nicht mehr funktioniert. Ob Weber aus der Welt gefallen ist oder die Welt von Weber ab oder ob Weber sich selbst nicht mehr sicher ist, dass die Geschichte, die er als seine Vergangenheit erinnert, tatsächlich zu ihm gehört, lässt sich nicht sagen und kann wohl auch von Weber nicht gesagt werden, zumindest besteht eine Diskrepanz, die in einem weiter zurückliegenden Ereignis oder einer Reihe von Ereignissen ihren

Ursprung haben muss, denn es gibt doch Ursprünge, es gibt doch Erklärungen für etwas, insbesondere für Absonderlichkeiten«, sage ich.

Der uralte Diplomat hebt sein leeres Glas und schüttelt den Kopf. »Was Sie sich einbilden«, sagt er. »Meine Liebe, das ist zu leicht!«

Ich will etwas sagen, dem Alten entgegen, aber ich weiß, ich bin hier nicht wichtig. Es ist Weber, der zu dem richtigen Hotel finden muss, Weber, um den ich mich zu kümmern habe, und ich schlucke meine Wut auf den Uralten hinunter.

Weber betritt das Hotel, blickt sich um, erkennt lederne Sessel, erkennt Spiegelflächen, es ist warm, von irgendwoher dringt energiegeladene Klaviermusik, so energiegeladend, dass Weber im Kopf das Wort energiegeladend ausformuliert. Er mustert die Menschen in der Lobby, die, ein Bein über das andere geschlagen, in die Luft oder in eine Zeitung starren.

Über den Teppich geht es sich wie über Sand, weich, anstrengend, Weber tritt vor die Rezeption, legt seine Hände, gefaltet, auf die Marmorplatte.

Er habe die Vermutung, erklärt Weber, dass in diesem Hotel ein Bekannter von ihm logiere, den am heutigen Mittag zu treffen er vereinbart habe.

»Und wie, bitte, lautet der Name?«

Es handele sich um einen Herrn Doktor, einen Mann der Wissenschaft, der Naturwissenschaft könnte man sagen. Und nach kurzem Zögern fügt Weber hinzu: Ein wirklich außerordentlicher Mann.

Er spürt den Marmor unter seinen Händen wärmer werden, hört die Klaviermusik, erklärt lauter: Jedoch sei er, Botschaftsrat Weber, sich gar nicht sicher, ob sein Bekannter tatsächlich hier wohne, unter Umständen sei alles ein Irrtum, für den er sich schon vorab entschuldige.

»Vielleicht wollen Sie mir den Namen Ihres Bekannten verraten?«

Weber nennt ihn, fügt hastig hinzu, er habe kaum Hoffnung, dass der Gesuchte sich tatsächlich in diesem Hotel aufhalte, wenn auch dieses ganz ohne Zweifel ein ausgezeichnetes Hotel sei und er seinem Bekannten nur von Herzen wünsche, in diesem Hotel zu logieren, wenn auch –

»Der Herr hat das Zimmer 203.«

Das Brennen in Webers Augen, er will mit seinen Händen darüberreiben, hält sie aber auf die Marmorplatte gepresst, will nicht auffallen.

Durch das Foyer, bemerkt Weber aus den Augenwinkeln, wird ein metallener, nein, ein durchsichtiger, ach was, ein Ding getragen, ein halbes Oval aus glänzenden Streben. Eine Frau in einem tulpenförmigen Kostüm trägt, auf Absätzen schwankend, einen leeren Käfig über den Teppichtreibsand.

Er sei sich nun gar nicht sicher, ob sein Bekannter um diese Zeit gestört werden wolle, fällt es Weber ein.

»Herr Wendler erwartet Sie. Zimmer 203. Zweite Etage. Die Fahrstühle befinden sich dort drüben.«

Irgendwo weit entfernt kreischt eine Tür, es ist so laut, glaubt Weber, dass er seine eigene Stimme nicht mehr vernehmen kann, die etwas erwidern will, wieder und wieder etwas erwidern will, auch die Stimme der jungen Frau hinter dem Tresen kann er nicht hören, Webers Kopf ist überfüllt mit dem Geschrei und Gekrächze und Gezisch von unzähligen Dingen, die vor seinen Augen auftauchen.

»Die Fahrstühle«, wiederholt die Empfangsdame, »befinden sich dort drüben.«

Er dreht sich um, die Frau mit dem Käfig ist verschwunden. Vielleicht nie da gewesen, denkt er. Es könnte ein gewöhnlicher Tag sein.

**Erster Teil.**

**Zürich, Mailand und andere Orte.**



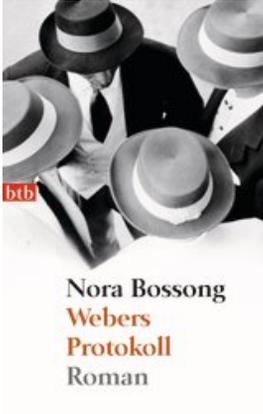
## Erstes Kapitel. Bonn.

Die neue Hauptstadt also, kurz und klanglos, eine Stadt, die nichts ist, für nichts steht, an nichts erinnert, aus der weder sonderlich berühmte Söhne noch Töchter kommen, sieht man von Beethoven einmal ab. Schumann war hier nur in der Nervenheilanstalt. Ein Grau somit, in das man einen Verwaltungsapparat setzt und all das nun Hauptstadt nennt – eine, wie mein Diplomat findet, leicht euphemistische Bezeichnung für ein 30 Stockwerke hohes Gebäude in der Nähe von Köln. Aber das Hochhaus ist ja noch gar nicht gebaut, als Weber an einem Freitagmorgen, aus Zürich kommend, den Nachtzug verlässt. Bonn. Der Einzige, der, ist Weber sich sicher, bei dieser Wahl aufgeatmet hat, ist Mehring: »Alles, bloß nicht Frankfurt! Weimar war schlimm genug. Es ist ja kein Wunder, dass da keine Republik gelingen konnte. Alles verdorben von diesem harmonisierenden Klassiker! Und bei jedem Staatsbesuch zu seinem Gartenhaus.«

Es ist 1951, die Bundesregierung hat am 10. April die Wiederverwendung ehemaliger Beamter beschlossen, und Weber reist zum ersten Mal aus seinem Zürcher Exil in den Norden. Er ist müde. Im Fond des Taxis kann er nur einen trägen Blick auf die Häuser werfen, sie biegen ab, ehe er sich ein Detail eingepägt hat.

Das also ist Deutschland jetzt. Er hat es sich schlimmer vorgestellt. Näher.

Vor einem Neubau unweit des Regierungsviertels lässt Weber sich von dem Fahrer absetzen, betritt einen Vorgarten, in dem pflaumenfarbige Blumen einen Holzzaun hinaufwachsen,



Nora Bossong

**Webers Protokoll**

Roman

Taschenbuch, Broschur, 304 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74181-6

btb

Erscheinungstermin: Mai 2011

Die Fehler der anderen...

Konrad Weber ist stellvertretender Leiter des deutschen Generalkonsulats in Mailand, 1943 eine scheinbar friedliche Enklave, die ihn vor dem Alltag der nationalsozialistischen Diktatur und dem Krieg schützt. Nach der Pensionierung seines Vorgesetzten wird ihm zunächst ein im diplomatischen Dienst unerfahrener, weit jüngerer NS-Gefolgsmann vor die Nase gesetzt. Dieser deckt Unstimmigkeiten in den Rechnungsbüchern auf, die in den Verantwortungsbereich Webers fallen. Wendler, ein Bekannter von Weber, hilft ihm. Jedoch nicht ohne eigenen Vorteil ...